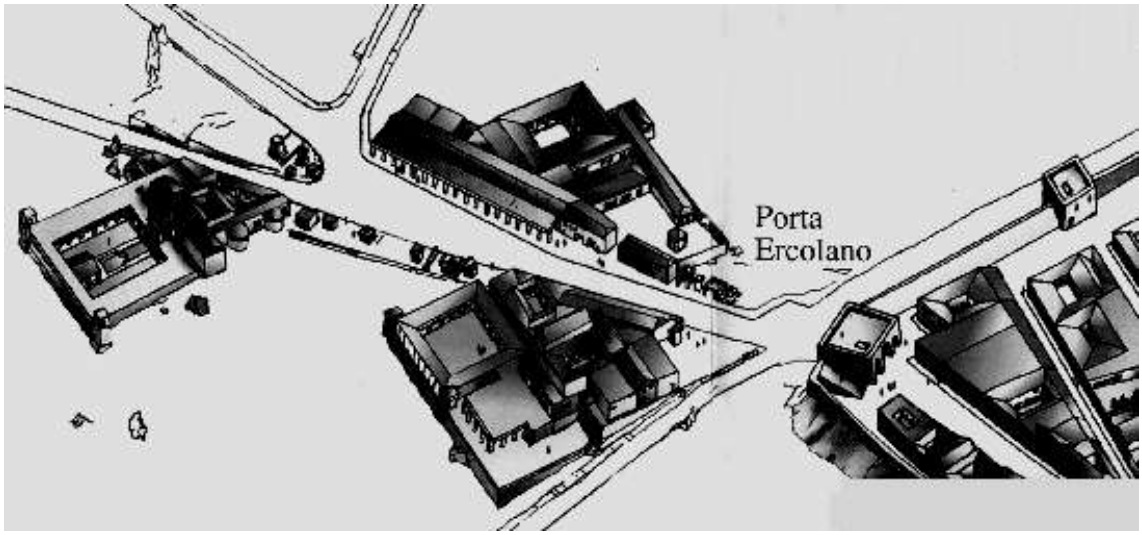
Römische Todesvorstellungen im Spiegel von Gräbern und Riten

Das Thema der in Rom vorherrschenden Vorstellungen vom Leben nach dem Tod vor der Durchsetzung des Christentums ist sehr komplex. Ich versuchte, mich durch Betrachtung von Grabgestaltungen und Beerdigungsriten anzunähern. Dabei fielen mir einige Merkwürdigkeiten auf, die ich einem größeren Kreis bewußt machen möchte. Vielleicht kann sich daraus in Zukunft ein interessanter Austausch entwickeln ...

Gräberstraße

Zunächst einige Worte zum Begriff 'Gräberstraße'. Unter einer römischen Gräberstraße darf man sich kein Äquivalent zu den Wegen auf unserer Friedhöfen vorstellen. Es handelt sich nicht um speziell angelegte Wege, die dazu dienen Gräber zu erreichen, sondern zumeist um die Haupteinfallsstraßen der römischen Städte. Da das Zwölf-Tafel-Gesetz die Beisetzung der Verstorbenen innerhalb der Stadtmauern untersagte, wurden die Gräber vor der Stadt angelegt. Bei den Ausgrabungen Roms und vieler antiker Städte Italiens fand man dicht vor den Stadttoren - entlang der Straßen - ein Grabmal neben dem nächsten, der Begriff entstand. Nicht vergessen sollte man darüber jedoch, daß sich in diesem Bereich nicht nur Gräber, sondern auch die luxeriösen Vorstadtvillen der Reicheren, Herbergen für Händler und Reisende, Garküchen und kleinere Geschäfte befanden. Es herrschte sicherlich ein reges Treiben statt beschaulicher Ruhe.[1]



(Mielke 1999)

Auf der Abbildung sieht man eine Rekonstruktion der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor in Pompeji. Aus rein pragmatischen Gründen sind alle im Folgenden genannten Beispiele von dieser Gräberstraße, bei der sich alle Aspekte finden lassen.

[1] Hesberg 1992, S. 17 u. 27. Ähnlich bei: Grant 1971, S. 53 - 57

Wandel der Form und der Funktion der Gräber im politischen Kontext

Als nächstes möchte ich mich der Funktion der Gräber zuwenden. Die Frage nach der Funktion mag trivial klingen, denn *natürlich* dienen Gräber dazu, die Überreste von Verstorbenen aufzunehmen. Doch bei genauerer Betrachtung muß man feststellen, daß dies nicht immer der Fall war. Ein Beispiel stellt das Grab der Naevoleia Tyche vor dem Herculaner Tor dar, in dessen Inschrift C. Munatius Faustus genannt wird, der jedoch an der Straße nach Nocera in einem Mausoleum bestattet wurde.[2]

Den Gräbern kamen also - statt oder zumeist - neben der Aufnahme der Überreste der Verstorbenen weitere Funktionen zu. Interessant ist, wie stark sich politische Gegebenheiten auf die Funktion auswirken und somit die Gestaltung der Gräber wiederspiegeln. Um keine voreiligen Schlüsse auf die Totenvorstellungen zu ziehen, sollen die politisch motivierten Veränderungen vorab untersucht werden.

Bis einschließlich des 3. Jahrhunderts v.u.Z. lagen vor den Toren der Stadt größere Areale, die zur Bestattung der Toten genutzt wurden. Die Grabanlagen verteilten sich scheinbar 'locker verstreut im Gelände'. Neben Massengräbern für die Ärmeren, gab es im Boden versenkte Kammern, die im Inneren reich verziert sein konnten. Oberirdisch gab es jedoch nur bescheidene Hinweise auf das Vorhandensein der Gräber in Form schlichter Begrenzungen und kleiner Stelen.[3] Henner von Hesberg ordnet dies folgendermaßen in den gesellschaftlichen Zusammenhang ein: „Ein solches Bild paßt recht gut zu den Vorstellungen, die sich von der Selbstdarstellung der Senatsaristokratie in jener Zeit gewinnen läßt. Denn deren Ehrenmonumente auf dem Forum oder im Areal der Heiligtümer blieben ebenfalls isoliert, und dasselbe gilt z.B. für Baudenkmäler und Bilder, in denen die Feldherren ihre Taten verherrlichen ließen."[4] Die Spuren derartiger Körperbestattungen des 3. Jahrhunderts wurden vor dem Herculaner Tor im Verlauf der Geschichte überbaut und erst in den 70er Jahren bei Tiefgrabungen entdeckt.[5]

Während des 2. Jahrhunderts v.u.Z. begann sich das Erscheinungsbild der Nekropolen Italiens allmählich zu wandeln. Im Zuge der gewachsenen wirtschaftlichen Prosperität gelangten immer mehr Städte in den Genuß aufwendiger, monumentaler Bauten und Ehrenmäler. Dies hatte insofern Vorbildcharakter, als daß nun auch Gräber zur extrovertierten Darstellung genutzt wurden. Doch wurden zu dieser Zeit derartig aufwendige Grabanlagen noch als Privileg der Nobilität verstanden, bildeten also noch die Ausnahme und lagen isoliert zwischen den Bestattungsarealen mit einfacheren Gräbern.[6] Beispiele aus dieser Zeit sind leider vor dem Herculaner Tor nicht zu finden.

---

2 Hesberg 1992, S.14

3 Hesberg 1992, S. 19 -22

4 Hesberg 1992, S.22

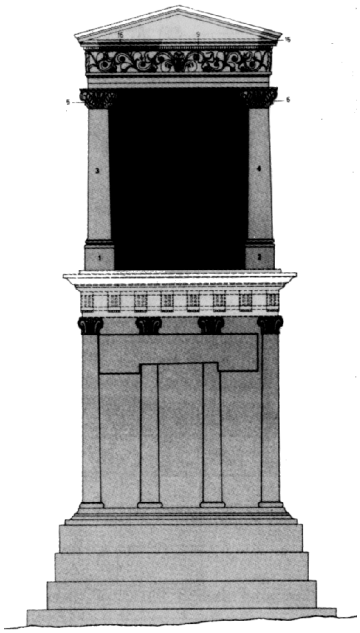
5 Kirsten 1975, S. 330 u. Kockel 1987, S. 187

6 Hesberg 1992, S. 22 - 26

Gegen Ende des 2. Jahrhunderts v.u.Z. nahm die Zahl aufwendig gestalteter Grabbauten sprunghaft zu und da diese sich zunehmend am Verlauf der Straße orientierten, d.h. ihre Front parallel zum Straßenverlauf ausrichteten und direkt an deren Rand rückten, ergab sich ein Zusammenschluß der Grabbauten zu geschlossenen Reihen. Die Gräberstraßen entstanden. Diese Entwicklung läßt sich mit dem zugleich erfolgenden politischen Wandel erklären: Nach den Bürgerkriegen kam es zwischen der Führungsschicht und den Volksmassen zu Spannungen. Die führenden Gruppen mußten ihre Herrschaftsansprüche verteidigen, da die aristokratischen Normen ihre selbstverständliche Verbindlichkeit eingebüßt hatten. Zunehmend exponierten sich zudem einzelne Vertreter im politischen Geschehen. Geradezu notwendig mußte dies zu einer verstärkten Ausbildung der zur Selbstdarstellung geeigneten Formen im öffentlichen Leben führen. Da die Grabbauten außerhalb der Städte lagen, boten sie eine ausgezeichnete Möglichkeit den eigenen Status zu präsentieren und somit die eigene gesellschaftliche Position zu definieren, denn innerhalb der Stadtmauern war die Selbstdarstellung rechtlich geregelt, also der Kontrolle der Öffentlichkeit unterworfen.[7]
Im 1. Jahrhundert v.u.Z. scheinen dementsprechend Grabmäler, die sich am Vorbild öffentlicher Ehrenmonumente orientierten, sehr beliebt gewesen zu sein. Typisch war in dieser Zeit die Aufstellung von Statuen auf einem von einer Aedicula bekrönten Sockel. Dieses Motiv wurde in verschiedensten Gestaltungsvarianten in den funeralen Bereich übernommen. Ein sehr bekanntes Beispiel für diese Form der Grabbauten stellt das in sullanischer Zeit (82-79) errichtete sogenannte. 'Girlandengrab' dar.[8]

(Gabelmann 1979)

Das Foto zeigt die heutigen Reste des 'Girlandengrabes', die Zeichnung eine Rekonstruktion.



(Hesberg 1992)

[7] Hesberg 1992, S. 26f. u. 33
[8] Hesberg 1992, S. 121 - 124. Dazu auch: Kockel 1987, S. 187 u. 195

Die exponierte Selbstdarstellung der eigenen Person bzw. der Verwandten „hatte nur einen Sinn, solange damit auch ein politischer oder gesellschaftlicher Führungsanspruch zu definieren und damit abzusichern war. Die Festigung des Prinzipats als Herrschaftsform mußte die konkurrierende Haltung zumindest in ihrer krassen Form weitgehend relativieren. Seit augusteischer Zeit änderte sich deswegen das Bild.“[9] Die Zahl der aufwendig gestalteten, prächtigen Grabmäler nahm drastisch ab, stattdessen kamen relativ schlichte, runde Bänke - Scholae - als isoliertes Monument auf. Diese Ruhebänke stellten gleichsam das bauliche Äquivalent zu der vielfach in Inschriften angesprochenen Aufforderung an den Passanten, ein wenig am Grab zu verweilen und der Toten zu gedenken dar.[10] Nach Meinung Henner von Hesbergs kann man darin die neuen Ideale erkennen: „Die Werte der Menschen sind nicht im äußeren Prunk zu erleben, sondern in der Besinnung auf ihr Schicksal und ihre Leistungen.“[11] Als Beispiel vor dem Herculaner Tor sei das Grab der Mammia genannt, welches zugleich verdeutlicht, was unter ‘relativ schlicht’ zu verstehen ist, denn über einige Stufen auf der Vorderseite gelangte man auf eine Plattform, die von einer 6,60 m breiten und 4 m tiefen halbrunden Sitzbank umschlossen wurde. Auf der Rückwand der Bank war mit großen Lettern die Inschrift eingelassen und mächtige Löwentatzen umrahmten das Ensemble.

Mit der Etablierung des augusteischen Herrschaftssystems verschwanden aber auch die letzten Reste extrem gestalteter Grabbauten, da sie lediglich als Ausdruck eines bedrohlichen Führungsanspruchs (miß)verstanden werden konnten. In den Nekropolen herrschten nun relativ kleine, mit hohen Bezirksmauern umgebene Höfe vor, in denen die eigentlichen Grabmonumente verschwanden. Die Mauern erhielten nun rein dekorativen Wert, wobei vor allem Bilder von Gartenlandschaften Verwendung fanden.[12] Derartige Grabbezirke findet man zu mehreren entlang der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor.

Im 1. Jahrhundert kamen die Altargräber in Mode. Dabei handelt es sich um Bauten, die in ihrer Proportionierung und Ausstattung Altäre nachahmen, deren Volumen aber beträchtlich vergrößert wurde, so daß sie ihrer ursprüngliche Funktion als Opfertisch enthoben waren und nur noch symbolisch die heroische Verehrung andeuteten. Denn die „Bauten erinnerten an den kultischen Aspekt in der Verehrung der Toten, wodurch sie gegenüber den Aediculabauten mit den Porträtbildern äußerlich weniger anspruchsvoll wirkten, aber auf einer abstrakten Ebene das Gedenken an die Verstorbenen um so stärker überhöhten.“[13] Als Beispiele seien die aus nachaugusteischer Zeit stammenden Grabaltäre des Gaius Calventius Quietus und der Naevoleia Tyche (s.u.) genannt.

[9] Hesberg 1992, S. 33
[10] Hesberg 1992, S. 167 - 170.
[11] Hesberg 1992, S. 167
[12] Hesberg 1992, S. 37, 39 u. 41
[13] Hesberg 1992, S. 180 f.

Schlüsse aus überlieferten Bräuchen und archäologischen Funden

J.M.C. Toynbee führt zu Beginn seines Buches 'Death and Burial in the Roman World' aus, daß die Römer im Allgemeinen von einem Weiterleben der Seele nach dem Tod des Körpers überzeugt waren. Im 1. Jahrhundert v.u.n.u.Z. gewannen zwar die epikureische und stoische Lehren einen relativ großen Einfluß auf die gebildeteren Kreise der römischen Gesellschaft - und infolgedessen fand ihre Leugnung des Fortlebens nach dem Tod Niederschlag in den literarischen Arbeiten dieser Zeit -, doch der größte Teil der Bevölkerung blieb bei seinem tiefverwurzelten Glauben. Dieser beinhaltete die feste Überzeugung, daß es eine bewußte Existenzform für die Seele nach dem Tod gibt und daß Lebende und Tote wechselseitig auf ihre Geschicke Einfluß nehmen können.[14] Deutlich wird diese Überzeugung angesichts der Bedeutung, die den Beerdigungsriten und den verschiedenen Pflichten gegenüber den Verstorbenen zugemessen wurde.

Beginnen möchte ich mit den Schlüssen, die man aus den Riten anläßlich der Bestattung ziehen kann. „Wenn ein Familienmitglied durch Alter oder Krankheit dem Tode nahe war, versammelten sich [...] die Angehörigen und gegebenenfalls die Dienerschaft am Sterbebett, um Beistand zu leisten und letzte Anweisungen entgegen zu nehmen. War der Tod eingetreten, so schloß ein naher Angehöriger dem Verstorbenen die Augen. Dann folgte [...] die sogenannte 'conclamatio': Die anwesenden Verwandten riefen wiederholt und mit lauter Stimme den Toten beim Namen."[15] Dann folgte die Totenklage, bei der sowohl der Größe des Verlustes als auch dem Lob des Verstorbenen lautstark und theatralisch - wie auf Reliefs eindrucksvoll festgehalten - Ausdruck verliehen wurde. Wilhelm Kierdorf erklärt dieses Phänomen so: „Die Furcht vor dem Toten, [...] hat in früherer Zeit die Gefühle der Trauer geprägt und dazu geführt, daß die Ausdrucksformen der Trauer bei Totenklage und Begräbnis ins Extrem gesteigert und auf diesem Niveau formalisiert wurden. Um bei dem Toten nicht den Eindruck entstehen zu lassen, er werde nicht hinreichend betrauert (bzw. er werde nicht geliebt; man habe vielleicht seinen Tod gewünscht), werden extreme Klageformen wie das Ausraufen von Haaren und blutige Selbstverletzungen obligatorisch."[16]

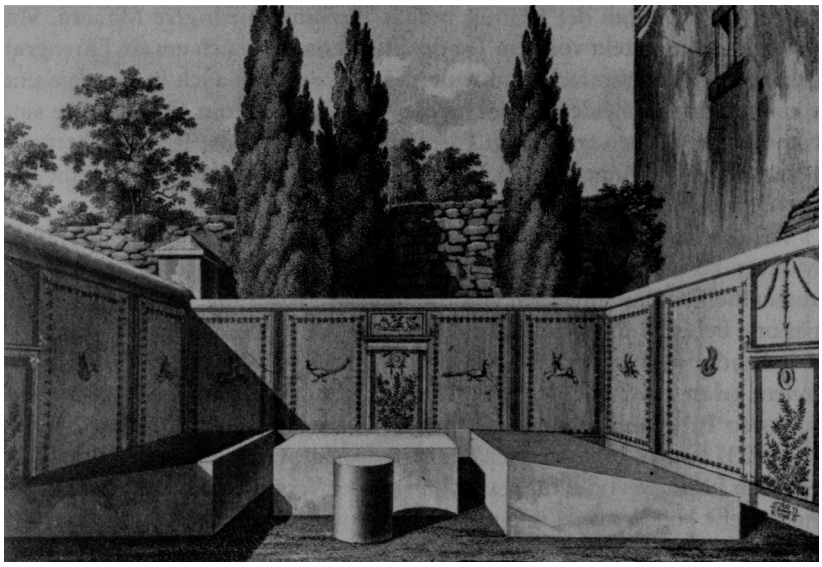
Dahinter stand die Vorstellung, daß bei einer Verärgerung des Toten dieser zu einem Lemuren werden könnte. Lemuren sind ruhelose Totengeister, die normalerweise dadurch entstehen, daß der Verstorbene nicht beerdigt wurde, und somit ohne festen Orten 'umgehen' und aus reiner Frustation den Lebenden gefährlich werden können.[17] Es kann sich bei ihnen jedoch auch um Totengeister handeln, bei denen die Totenriten vernachlässigt wurden und die deswegen an ihrem Grab spuken.

---

[14] Toynbee 1971, S. 34
[15] Kierdorf 1991, S. 73
[16] Kierdorf 1991, S. 84
[17] Kierdorf 1991, S. 84

Wie ausgeprägt die Angst vor den Lemuren war, zeigt sich darin, daß in Rom vom 9.-13. Mai eigene Feiertage - die Lemuria - für sie eingerichtet waren. Während dieser Tage schlichen neben den ruhelosen, vernachlässigten Lemuren allerdings auch die bösartigen Larvae, die im Falle eines ungesühnten Mordes entstanden, um die Häuser. Es gab zwar keine öffentlichen Feierlichkeiten, doch jegliche Rechtsgeschäfte waren zu dieser Zeit untersagt und die Tempel blieben geschlossen. Um Mitternacht des letzten Tages mußte der pater familias barfuß, schwarze Bohnen hinter sich werfend durchs Haus schreiten und neunmal sagen: 'Dies werfe ich, mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinen frei.', damit die Geister kämen und die Gaben annämen. Nach einer rituellen Waschung und Gerassel mit Bronzegerät, bat er die Schatten abschließend sein Haus zu verlassen.[18]

Das Totenbild der Römer war allerdings insgesamt nicht negativ. Richtig behandelte Seelen konnten ungewisse Ausgänge positiv beeinflussen. Am wichtigsten waren für jede Familie dabei die verstorbenen Angehörigen, die Ahnen. Zu ihren Ehren wurde das Fest der Parentalia gefeiert, welches - in der Zeit zwischen dem 13. und 21. Februar begangen - vorrangig privaten Charakter hatte. Man nutzte es, um das Familiengrab oder Gräber von Freunden aufzusuchen und dort Erinnerungsmähler abzuhalten.[19] Archäologische Bestätigungen der weiten Verbreitung dieses Brauches kann man in den den Gräbern beigefügten Triclinen erkennen. Ein Beispiel dafür findet sich auch an der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor. Die Abbildung zeigt eine Rekonstruktion:



(Hesberg 1992, mit Verweis auf A. de Franciscis / R.. Pane, Mausolei Romani in Campania, 1987)

Entlang der Seitenwände befanden sich breite Bänke, auf denen sich die Gäste zum gemeinsamen Mahl lagern konnten. In der Mitte stand ein großer Tisch und davor ein kleiner runder Altar, auf den Speiseopfer für den Verstorbenen gelegt werden konnten.

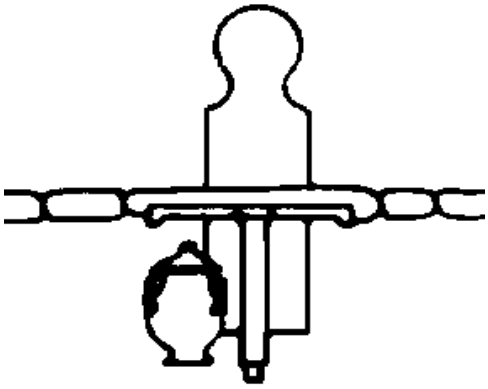
---

[18] Toynbee 1971, S. 64 u. Kierdorf 1991, S.84

[19] Toynbee 1971, S. 63 f. u. Kierdorf 1991, S. 83

Libationen (Speiseopfer) waren außerdem an den Kalenden (Ersten) der Monate von April bis Oktober üblich, außerdem besuchte man das Grab am Geburtstag des Verstorbenen. Während der Rosalia, im Mai und Juni, war das Grab zudem mit Rosenblüten zu bestreuen. Hinzu konnten individuell noch weitere Verpflichtungen der Nachfahren kommen, die durch das Testament des Verstorbenen geregelt wurden.[20] Um die Speiseopfer darbringen zu können, gab es zu den in den Boden eingelassenen Urnen führende Röhren, deren Überreste von Archäologen gefunden wurden. So auch an der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor.

Die Zeichnung zeigt schematisch wie ein Stein an der Oberfläche den Ort der Urne markiert, direkt davor befand sich häufig das Rohr für die Libationen.



(Kockel 1987)

Gemäß dem bisher Dargestellten schienen die Römer von einem Verbleib der Geister in unerer Welt auszugehen, denn man konnte sie zwar nicht sehen, doch mit ihnen am Grab in Kontakt treten und war für ihr Wohlergehen auch über den Tod hinaus verantwortlich.

Es stellt sich nun allerdings die Frage, wie dieses sich mit den literarisch überlieferten Vorstellungen von der Reise der Toten über den Styx vereinbaren lassen soll. Das diese ursprünglich aus dem hellenistischen Raum stammende Vorstellung nicht nur in intellektuellen Kreisen philosophisch disputiert sondern auch im Alltagsleben praktiziert wurde, beweisen die bei Ausgrabungen immer wieder in den Urnen gefundenen Münzen, die man - gemäß literarischen Berichten - dem Verstorbenen zur Bezahlung des Fährmannes unter die Zunge legte.

Einen weiteren Anlaß zur Infragestellung der Eindeutigkeit der römischen Vorstellungen ergibt sich bei der Betrachtung der sog. ‘Namenlosen Exedra’ vor dem Herculaner Tor. Die dort gewählten maritimen Motive zur Ausschmückung - die bei Gräbern häufig zu finden sind - könnten nach J.M.C. Toynbee Ausdruck der Hoffnung gewesen sein, nach dem Tod zu den Inseln der Glückseeligkeit zu gelangen. Diese Inseln waren eigentlich - laut literarischer Überlieferung - ausdrücklich Helden vorbehalten und nur auf dem Rücken freundlich gesinnter Meerestiere zu erreichen.[21]

[20] TOYNBEE 1971, S. 63 u. OTTO 1958, S. 68 f.

[21] TOYNBEE 1971, S. 38

Auch die Deutungen von Grabreliefs lassen diesbezüglich Fragen offen. Als Beispiel sei ein Einblick in die Forschungsdiskussion der Reliefs am Grabaltar der Naevoleia Tyche (s.o.) gewährt. Ernst Kirsten deutet sie auf folgende Weise: „Die Reliefs des Altars zeigen auf der Vorderseite ein Totenopfer, rechts ein Schiff, das die Segel einzieht, also den Hafen erreicht hat (als Symbol des Todes), links das Bisellium, den vom Stadtrat dem Faustus verliehenen Doppelsitz; die Bilder sind von reichem Rankenwerk umrankt.“[22] Henner von Hesberg meint dagegen, daß „[...] am Grab der Naevolia Tyche (Pompeji) ein Schiff mit geblähten Segeln und Eroten bei der Arbeit die Erwerbsquelle der Familie [...] andeutete.“[23] Robert Étienne mochte sich bei der Interpretation des Schiffes nicht festlegen und stellt einfach beide Möglichkeiten zur Wahl: „Ist das Bild eine Anspielung auf die Tätigkeit des Munatius Faustus als Geschäftsmann oder ein Symbol des Todes?“[24]

Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang auch die Grabinschriften, denn Walter F. Otto weist daraufhin, daß der Begriff ‘Manen’ nur im Plural existiert und ursprünglich alles bezeichnete, was zum dunklen Reich unter der Erde gehörte. ‘Di manes’ war die Bezeichnung einer Gesamtheit zu der auch die Totenseelen gehörten, die jedoch ihre Individualität verloren hatten und Teil eines Ganzen wurden. Erst gegen Ende der Republik wurde ‘di manes’ auch auf den Geist eines einzelnen Verstorbenen bezogen verwendet. Doch auch in der Folgezeit, als die Grabinschriften schon typischerweise mit dem Kürzel ‘DM’ (= Dis Manibus) eingeleitet wurden, läßt sich keine Verwendung der Singularform (‘deus manis’) finden.[25]

Damit ist das Problem umrissen: Die Totengeister können nicht den Fährmann für die Überfahrt über den Styx bezahlen und in das Reich der Toten eingehen - bzw. auf der Insel der Glückseeligen weilen oder gar Teil der Gesamtheit des Unterirdischen werden - und zugleich in den Gräber wohnen, auf Libationen angewiesen sein und ihre Angehörigen beschützen.

Leider habe ich in der Literatur bisher keine Stellungnahme zu diesem m.E. doch recht augenscheinlichen Widerspruch gefunden. Ich tendiere zu der Vermutung, daß auch die Römer nicht an beides zugleich glaubten. Vielmehr könnte ich mir vorstellen, daß sie in dem ihnen eigenen Pragmatismus und gemäß der auch in anderen religiösen Bereichen gezeigten Einstellung, daß nicht der Glaube entscheidend ist, sondern die formale Erfüllung der Riten, einfach alles parallel berücksichtigten, um in allen möglichen Fällen auf der sicheren Seite zu stehen.

---

[22] KIRSTEN 1975, S. x

[23] HESBERG 1992, S. x

[24] ÉTIENNE 1976, S. x

[25] OTTO 1956, S. 70 - 72. Walter F. Otto weist allerdings daraufhin, daß in philosophischen Spekulationen der spätrömischen Zeit der Singularausdruck auftaucht.

Verwendete Literatur:

Étienne, Robert: Pompeji. Das Leben in einer antiken Stadt, übers. v. Irmgard Rauthe-Welsch, 2. Aufl., Stuttgart 1976 [Original: La vie quotidienne à Pompéi, Paris 1966]

Gabelmann, Hanns: Römische Grabbauten der frühen Kaiserzeit (Kleine Schriften zur Kenntnis der Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands, Nr. 22), Stuttgart 1979

Grant, Michael: Cities of Vesuvius: Pompeii and Herculaneum, London 1971

Hesberg, Henner von: Römische Grabbauten, Darmstadt 1992

Kierdorf, Wilhelm: Totenehrung im republikanischen Rom, in: Tod und Jenseits im Altertum, hrsg. v. Gerhard Binder u. Bernd Effe (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium, Bd. 6), Trier 1991, S. 71 - 87

Kirsten, Ernst: Süditalienkunde, 1. Bd.: Campanien und seine Nachbarlandschaften, Heidelberg 1975

Kockel, Valentin: Im Tode gleich? Die sullanischen Kolonisten und ihr kulturelles Gewicht in Pompeji am Beispiel der Nekropolen, in: Römische Gräberstraßen. Selbstdarstellung - Status - Standard. Kolloquium in München vom 28. bis 30. Oktober 1985 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., NF 96), hrsg. v. Henner von Hesberg u. Paul Zanker, München 1987, S. 183 - 198

Mielke, Germund: Die verflixten Fälle aus Pompeji. Rätsel-Krimi aus dem römischen Pompeji, Gaggenau 1999

Otto, Walter F.: Die Manen oder Von den Urformen des Totenglaubens. Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer und Semiten und zum Volksglauben überhaupt, 2. Aufl., Darmstadt 1958

Pucell, Nicholas: Tomb and Suburb, in: Römische Gräberstraßen. Selbstdarstellung - Status - Standard. Kolloquium in München vom 28. bis 30. Oktober 1985 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., NF 96), hrsg. v. Henner von Hesberg u. Paul Zanker, München 1987, S. 25 - 41

Toynbee, J.M.C.: Death and Burial in the Roman World, o.A.d.O. 1971